

Josefa und Josef

Josefa und Josef sind ein Paar.

Es war vor ungefähr einem Jahr, dass sie plötzlich, nachdem sie beim Sommerfest in einer lauen Sommernacht unter funkelnden Sternen zur mal schwungvollen, dann einschmeichelnden Musik der Tanzkapelle den ganzen Abend miteinander getanzt hatten, das Gefühl hatten, für einander bestimmt zu sein.

Flüchtig hatten sie sich schon seit ihrer Kindheit gekannt, da sie im selben Ort leben.

Josefa ist die Tochter eines Bauern, der etwas außerhalb des Ortes eine kleine Wirtschaft führt. Arbeit hat sie als Küchenhilfe im Wirtshaus des Dorfes gefunden. Außerdem hilft sie ihren Eltern am Hof, melkt die Kühe und unterstützt sie bei der Feldarbeit. Josef ist Maurer und verdient sich seinen Lebensunterhalt in einer Baufirma in der nahe gelegenen Bezirkshauptstadt. Beide sind sie um die zwanzig. Seit ihrer ersten innigen Begegnung haben sie regelmäßig Zeit für einander gefunden, sind wieder tanzen gegangen oder über die ebenen Feldwege in der Umgebung spaziert.

Jetzt sitzen sie da auf einer verwitterten Holzbank, vor ihnen erstrecken sich die weiten Äcker. Am Horizont zeigt sich die Silhouette ihres Dorfes, hinter ihnen hören sie das Rauschen des dunklen Waldes. Es ist Freitagabend. Ein lauer Spätsommerwind umschmeichelt sie, ein freies Wochenende liegt vor ihnen. Sie betrachten die Landschaft und plaudern über das Erlebte der vergangenen Tage.

Nur eines ist merkwürdig, wie sie da so nebeneinander sitzen: ihre Körper berühren sich an keiner einzigen Stelle. Ein trennender Spalt, unsichtbar für Uneingeweihte, scheint zwischen ihnen zu existieren. Beide sind nun verstummt und in ihren Gedanken versunken. Und beide verspüren schon länger dieses Problem: warum können sie einander nicht berühren? Beim Tanz geht es ohne weiteres, da wiegen sich ihre Körper zu den Rhythmen und Melodien der Musik

scheinbar verschmolzen im inneren Gleichklang. Doch sobald der letzte Ton verklungen ist, fallen ihre Hände von einander ab. Keiner war bis jetzt in der Lage gewesen, diese Wand zwischen ihnen zu überwinden. Im Gegenteil: sobald einer von ihnen versucht, diese zu durchbrechen, fühlen sich ihre Arme im nächsten Moment an, als wären sie gelähmt, eine unerklärliche Kraft drückt sie fest an ihre Körper. Langsam kriecht Verzweiflung in den beiden hoch, und Zweifel kommen, ob sie wirklich für einander bestimmt sind. Plötzlich bricht es aus Josefa heraus: „Glaubst du, dass es Elfen gibt?“ Josef schreckt aus seinen Gedanken hoch: „Wie kommst du denn jetzt darauf?“ „Ich weiß nicht, ist mir gerade eingefallen“, antwortet sie. „Meine Großmutter hat mir öfter von ihnen erzählt. Eines Abends, nach dem Erdäpfelharken, sei ihr einer am Waldrand begegnet. Weiß geschimmert hätte er und sogar gesprochen hat er mit ihr.“ „Nun ja“, meint Josef zweifelnd. „Er hätte ihr über irgendein Problem hinweg geholfen. Genaues hat sie mir dann aber doch nicht erzählt“, fährt Josefa fort. „Also kannst du dir vorstellen, dass es hier irgendwo Elfen gibt?“, fragt sie ihn noch einmal. „Keine Ahnung“, meint Josef nach einer Weile. Dann verfallen beide wieder in ihr Schweigen.

Inzwischen ist die Dunkelheit über sie hereingebrochen, die ersten Sterne erscheinen am Himmel – und zwischen ihnen der übliche Spalt.

Plötzlich erklingt hinter ihnen eine feine, klare Stimme: „Ihr habt mich gerufen?“ Erschrocken drehen sie sich um. Hinter ihnen steht eine hoch aufgerichtete, weiße Gestalt.

„Ihr habt mich gerufen?“, fragt sie wieder. Josefa und Josef staunen sprachlos.

„Nun, dann folgt mir!“, befiehlt das Wesen.

Sogleich erheben sich die beiden und betreten mit ihm das Dunkel des Waldes.

Hintereinander schreiten die drei einen schmalen Pfad entlang. Stunden scheinen zu vergehen, während sie jetzt durch den nächtlichen Wald wandern.

Da fällt ihnen in der Ferne ein gelbgrüner Schein auf. Rasch nähern sie sich der Lichtquelle. Und plötzlich stehen sie vor einem Tümpel. Um ihn haben sich weiß schimmernde Wesen versammelt. Jäh fordert sie der Elf auf: „Zieht euch aus und steigt in das Wasser!“ Schamvoll wenden sie sich von einander ab und entledigen sich schnell ihrer Kleider. Geschwind tauchen sie ihre Körper in das gelbgrün schimmernde Nass. Sogleich durchströmt sie ein unbekanntes Wohlgefühl. Ihre Körper scheinen die Kraft und das Licht des Wassers aufzunehmen. Sie fühlen sich leicht, so als könnten sie schweben.

Die Zeit scheint still zu stehen. Nach einer unbestimmbaren Weile steigen sie wieder heraus. Und jetzt brauchen sie keine Gewänder mehr, ihre Körper haben sich ebenfalls zu einem weiß leuchtenden Stoff gewandelt. Auch haben sie die leibliche Größe der Elfen angenommen. Nur ihre Gesichter sind noch um einiges deutlicher als die ihrer Begleiter.

Nun gehen sie noch tiefer in den Wald hinein. Plötzlich tut sich vor ihnen eine Lichtung auf. Verwundert bemerken sie Unmengen von hellen, schwebenden Gestalten, die sich auf ihr versammelt haben. Als hätten sie nur auf die Neuankömmlinge gewartet, empfangen sie die beiden freundlich nickend und bilden mit ihnen einen Kreis. Da, jetzt erklingt aus der Nacht eine feine Musik und langsam beginnt sich der Kreis der Elfen zu drehen. Während die Drehungen immer schneller werden, beginnen sie sachte in die Lüfte zu steigen. Immer mehr gewinnen sie an Höhe. Da merken Josefa und Josef, dass sie sich mitten im Äther befinden. In der Ferne funkeln unzählige Lichtkörper.

Sie verspüren keine Angst und geben sich ganz der Bewegung und der inneren Leichtigkeit hin.

Jetzt tauchen in ihnen plötzlich Bilder auf. Sie sehen ihr Daheim, ihre Eltern und Geschwister. Sie sehen sich eingebettet in alltäglichen Szenen mit diesen. Sie spüren deren Ängste und

Unsicherheiten, werden sich ihrer Wünsche und Sehnsüchte gewahr. Sie riechen deren Schweiß und fühlen deren inneren Schwere und ihr gegenseitiges Aneinanderklammern.

Nun merken sie auch, wie ihr Geist und ihr Körper dies alles in sich aufgesaugt haben, wie sie voll sind mit den Empfindungen, Sorgen und Vorstellungen ihrer nächsten Umgebung. Sie erkennen beide, wie sich all das in ihnen, in ihren Körpern als schwerer magnetischer und unangenehm riechender Block zusammengesetzt hat und, dass sie dieser bis jetzt zurückgehalten und in ihrem Dasein und Fortkommen gehemmt hat.

Da blicken sie einander an und ohne Zögern entschließen sie sich für ein neues, ihnen eigenes anderes Leben.

Da zerspringt der Block in tausend kleine Teile und Stück für Stück wird er zusammen mit den Empfindungen und den Bildern der alten Heimat durch die Kraft des Wirbels aus ihnen herausgeschleudert und in die Unendlichkeit des Universums gestreut, wo aus den Partikeln sogleich neuer Sternenstaub entsteht.

Doch dann ist da plötzlich: Nichts.

Als sie zu sich kommen, liegen sie eng ineinander geschlungen auf dem weichen, moosigen Waldboden. Über ihnen erhellt der Mond den Rest der Nacht.

Da suchen sich ihre Lippen und sachte beginnen beide, sich durch das Gewand des anderen an dessen weiche Haut heranzutasten.